

«FREIRAUM SUPERBLOCK»

Das «Rote Wien» und die Wiederaneignung von Gemeinschaftsräumen. Ein Gespräch von Jochen Becker mit Michael Zinganel über sein Projekt «Freiraum Superblock. Leerstellen im sozialen Wohnungsbau».

«ERBAUT VON DER GEMEINDE WIEN»: An der Stirnwand weitläufiger Wohnburgen künden rote Lettern von kommunaler Sozialbautätigkeit. Nach der Blüte der Gemeindeformen im «Roten Wien» der Zwischenkriegszeit von 1919 bis 1934 betrieb die Stadt noch bis in die 80er Jahre hinein Wohnungsbau. Nun verlagert sich die ehemals eigenständige Projektentwicklung der Gemeinde von der Innenstadt hin zur Förderung von quasiprivaten Genossenschaften und Siedlungsprojekten in der Peripherie.

Lange Zeit stand die Gemeinde synonym für die Sozialdemokratie. Nach Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zusammenbruch der Vielvölker-Monarchie lag das «Rote Wien» gleich einer Insel im weiterhin schwarzen Österreich. Von 1923 bis 1934 entstanden in einem Kraftakt über 63 000 Wohnungen, und durch Zerschlagung des privaten Grundstückmarktes stieg der kommunale Besitz von 17 Prozent auf fast ein Drittel der Gesamtfläche Wiens. So konnte innenstadtnah und recht großzügig eine Block- und Randbebauung mit gestaffelten Hofanlagen und dorflplatzähnlichen Strukturen im Innern der «Superblöcke» betrieben werden.

Die Gesetzesreformen der «Rathaus-Marxisten» zielten auf den Reproduktionsbereich des Wohnungsmarktes, der Familienpolitik und alltäglicher Versorgung, nicht jedoch auf das klassische Terrain der Produktion. Reform von oben statt «wilder» Aufbruch von unten war das Programm der Partei, die mit ihrem Wohnungsprogramm eine allgemeine Domestizierung und Familiarisierung der Arbeiterschaft und des anwachsenden Kleinbürgertums betrieb: Anstelle selbstorganisierter Hüttendorfer im Wald entstand so der Bela-Somogy-Hof an der Hütteldorfer Straße. Dieser pragmatische Dirigismus hatte möglicherweise zur Folge, daß nach 15 Jahren «Rotes Wien» der Austrofaschismus erstaunlich rasch Land gewann.

«Freiraum Superblock. Leerstellen im sozialen Wohnungsbau», ein vom Architekten und Künstler Michael Zinganel angeregter «Wanderausstellungs-Workshop», zog für jeweils eine Woche in fünf exemplarische Wiener Gemeindebauanlagen.¹ Im Rahmen des großangelegten Architektur- und Kulturfestivals «80 Tage Wien»² sollten so historische Sozialbauten mit aktuellen Siedlungsvorhaben in Beziehung gesetzt werden. Gemeinsam mit Architekturstudentinnen und -studenten der TU Wien entwickelte Michael Zinganel Vorschläge zur Wiederbelebung nur mehr als Lager oder teilprivatisierte Stätte genutzte «Freiräume» und konzentrierte sich auf die Frage nach dem Verbleib vormals kollektiver Gemeinschaftseinrichtungen wie Bad, Küche, Theater oder Hort. Ein erster Schritt hierzu war, diese Orte wieder ins Bewußtsein zu bringen und ein Begehren danach zu schüren. Das Vorhaben verband neue Ansätze der Entwurfsausbildung mit Fragen der Kultur- und Sozialgeschichte, forderte den historischen Vergleich ebenso wie die Dekonstruktion mythischer Propagandabilder und suchte eine Wiederbelebung brachliegender

Gemeinschaftseinrichtungen herbeizuführen. Deren öffentliche Aufgaben stellen sich allerdings im Zeitalter der individuellen Haushaltstechnisierung, des nun auch in Österreich anstehenden Privatfernsehens und des gesellschaftlichen Rechtsrucks bei gleichzeitiger Demontage des «Gemeindesozialismus» grundlegend neu: Ein knappes Drittel der Bewohner des Karl-Marx-Hofs, vormals Aushängeschild des «Roten Wiens», wählte jüngst die nationalistische Freiheitspartei Jörg Haider.

Jochen Becker: Wieso kümmern dich die Wohnhöfe des «Roten Wien»?

Michael Zinganel: Vor drei Jahren machte ich anläßlich einer Wohnungs- und auch Ateliersuche sehr eigennützige Stadtekursionen. Die Wohnung fand ich woanders, doch sind mir dabei viele Gemeindebauten und innerhalb dieser Höfe undefinierbare große Bauvolumen aufgefallen. Außer alten Leuten wußte keiner, was das ist. Niemand stellte irgendeinen Anspruch an die ehemaligen Gemeinschaftseinrichtungen wie Zentralwaschhäuser, Versammlungsräume oder Werkstätten, welche ehemals aus den Betriebskosten aller bezahlt und betrieben wurden. Inzwischen hatte ich etwas nachgelesen über den Wiener Gemeindebau und dessen unheimlichen Mystifizierungsdruck. Dieser stand jedoch im diametralen Gegensatz zu dem, was ich in den Wohnhöfen erlebte, wo sich kaum noch ein Funken des Sozialreformistisch-Visionären spüren ließ.

Aus anderen existentiellen Ursachen habe ich Jobs gesucht und bin zu einem befristeten Lehrauftrag an der Technischen Universität gekommen. Im Entwurfsseminar am Institut für Wohnbau hielt ich die Studentinnen und Studenten an, «Leerstellen im sozialen Wohnbau» ausfindig zu machen, diese zu dokumentieren, Recherchen zu historischer und aktueller Nutzung zu betreiben, einen Nutzungsvorschlag zu entwickeln und in der Folge eine architektonische Gestaltung auszuarbeiten. Letzteres war die Vorgabe des Instituts: Nur für ein Soziologieprojekt können Studentinnen und Studenten kein Zeugnis erhalten. Im ersten Semester wurden auch neuere Anlagen von Stararchitekten wie Pruscha/Abraham in der Traviatagasse oder das Projekt von Krischanitz & Co. am Pilotenweg diskutiert. Hierbei sollte sich kritisches Bewußtsein entwickeln, weil dort wirklich haarsträubende Theoreme über Dorfanger, Orientierung zum Zentrum und Lebensformen untergeschoben wurden.

J. B.: Wie weit außerhalb liegen diese Areale?

M. Z.: Das Projekt «Pilotenweg» liegt nordöstlich auf der anderen Seite der Donau, wo früher der Militärflughafen Aspern war. Den Bewohnern wurde der Anschluß an öffentliche Verkehrsmittel ja noch versprochen. In Floridsdorf hingegen soll als verglaster Rundbau in der Mitte der Wohnanlage ein erstes Teleworking-Zentrum entstehen – quasi als Ersatz des kollektiven Waschhauses. Dort würden Teleworkerinnen und -worker ausgebildet, bevor sie in den eigenen Stadtrandwohnungen am Homecomputer weiterarbeiten.

J. B.: Nun sind wir zum Bela-Somogy-Hof Richtung Hütteldorf auch eine gute Strecke mit der Straßenbahn gefahren.

M. Z.: Wien ist um die Jahrhundertwende als Mehrmillionenstadt geplant und das Verkehrssystem darauf ausgelegt worden. Durch den Verlust des Ersten Weltkrieges trat das Wachstum nicht ein, und Wien konnte bis heute auf die damals geplante und gebaute Infrastruktur zurückgreifen. Im Falle des Bela-Somogy-Hofs mußte die Straßenbahn nur ein paar 100 Meter verlängert werden. So konnte auf städteigenen Straßenbahnen das Baumaterial zugeliefert werden, das aus städteigenen Baustoffhandlungen und -erzeugungen kam. Viele

Weil technisch aufwendige Infrastruktur in Zentral- einrichtungen ausgelagert wurde, konnten die Wohnungen relativ bescheiden ausgestattet und mit 40 Quadratmeter klein gehalten werden. Sie bestanden jeweils aus Vorzimmer, WC, Wohnküche sowie einem zweiten oder dritten Zimmer. Es gab zwei Öfen, die Bewohner hatten aber nicht das Geld, mehr als einen zu heizen, weshalb sich das Wohnen grundsätzlich in der Küche abspielte. Dies bedeutete Verdichtung auf den einen Raum, der dann auch Druck erzeugte und die Leute in den Hof hinaustrieb.

Im Vergleich zum Zinshaus der Gründerzeit, mit 15 Prozent Hoffläche – oder besser Fläche der Belüf-



Kinderplanschbecken (auf Mieterwunsch rückgebaut) im Fuchsenfeldhof (©Historisches Museum der Stadt Wien)

der Grundstücke liegen in der Umgebung des Gürtels, wo es noch relativ viel Grünland und vor allem Friedhöfe gab, die geschleift wurden und deren Gräber zum Zentralfriedhof umgebettet wurden.

J. B.: Kann man von den Wohnhöfen der Zwischenkriegszeit lernen?

M. Z.: Das Hauptanliegen des Wohnbauprogramms des «Roten Wien» bestand darin, erschwingliche Mietwohnungen in großer Anzahl für einkommensschwache Schichten zu errichten. Die gleichmäßige Verteilung der Wohnungen auf das gesamte Stadtgebiet diente dem Abbau der Segregation und der gleichmäßigeren Auslastung der bestehenden Infrastruktur. Urban eingebundene mehrgeschoßige Wohnblocks – «Superblocks» – wurden von den Stadtpolitikern gegenüber gartenstadtartigen Stadtrandsiedlungen vorgezogen, einerseits ökonomisch mit Einsparungen bezüglich der Erschließung, andererseits ideologisch mit der Gefahr der Korruption der Arbeiterschaft durch Eigentum begründet.

tungsschächte – waren die Innenhöfe der Gemeindebauten großzügigst ausgelegt: Beim Karl-Marx-Hof kehrte sich das Verhältnis von 80 Prozent Grünfläche zu 20 Prozent bebauter Fläche in das Gegenteil um. Alle Stiegenhäuser wandten sich direkt zum Hof und nicht zur Straße: Der Menschenstrom traf sich immer in diesem Innenhof, etwa um die Kinder von der Sozialisation der Straße fernzuhalten. Von hier aus werden auch der Kindergarten und die Wäscherei erschlossen. Andere Gemeinschaftseinrichtungen wie Volksbibliotheken, Tuberkulose- und Mutterberatungsstellen, Zahnkliniken, Geschäftsräume für Lebensmittelhändler, Konsumvereine, Kioske oder Krankenkassen sowie Künstlerateliers, Vereinsräume und Werkstätten befanden sich je nach Größe im unmittelbaren Verband des Wohnblocks.

In Höfen mit über 400 Wohnungen wurden technisch hochgerüstete Zentralspülwäschereien eingerichtet, deren Ausstattung Heizanlage, Waschküche mit Waschständen für Kalt- und Warmwasser, Kupferdu-

plexkessel, Waschmaschinen für 15 Kilogramm Inhalt, Zentrifugen und dampfbetriebene Trockenapparate, elektrische Mangeln und Bügeltische mit Dampfbügeleisen umfaßte. Die Wäscherei stand jedem Haushalt allerdings nur einmal im Monat zur Verfügung. Da also die Schmutzwäsche eines Monats an einem Tag bewältigt werden mußte und Männer und Kinder keinen Zugang zum Waschraum hatten, können nur Frauen diese Arbeit geleistet haben, und die konnten daher zumindest an diesem Tag keiner anderen Arbeit nachgegangen sein. Die Gemeinschaftseinrichtungen sollten die Frau von den Mühen der Hausarbeit entlasten, um sie allerdings weniger für die Lohnarbeit als für die Pflege der Kinder und des Ehemanns zu befreien. Das läßt sich auch in den Eröffnungsreden der männlichen Hauptvordenker der Sozialdemokratie nachlesen. Diese adressierten den Arbeiter, und erklärten ihr, wie glücklich er würde, wenn sie mehr Zeit hätte für ihn.

J. B.: Wie hoch war der Anteil der beschäftigten Frauen?

M. Z.: Die Frauenbeschäftigung war anfangs noch relativ gut, obwohl in der klassischen Konstitution der Arbeiterfamilie grundsätzlich der Mann das Geld eingebracht hat, solange er nicht zwangsweise vom Arbeitsprozeß freigesetzt war. In der aufkommenden Wirtschaftskrise sind dann wie immer als erstes die Frauen entlassen und zurück in die Wohnung geschickt worden. Die Krise hatte den Zusammenbruch des Einküchenhauses zur Folge, in dem sämtliche Haus- und Küchenarbeiten genossenschaftlich an professionelles Küchenpersonal, an Zimmermädchen oder Wäscherinnen gegen Bezahlung delegierbar waren: Weil die arbeitslos gewordenen Frauen dieser vornehmlich von Doppelverdienern bewohnten Institution wieder selbst zu kochen begannen, waren die Dienstleistungen aufgrund des kleineren Verdiensts nicht mehr erschwinglich und wurden bald zur Gänze eingespart.

Die politischen Zäsuren von Austrofaschismus und Nationalsozialismus setzten dann den meisten Nutzungen ein Ende. In den 70er Jahren wurden die Waschküchen modernisiert und die verbliebenen Zentralwaschküchen von den Hausbetriebskosten ausgegliedert, weil die mit privater Waschmaschine das nicht mehr mitzahlen wollen. Heute mietet man mehrere Waschküchen zugleich, so daß in spätestens 90 Minuten alles sauber und trocken ist. Nachdem das alle so machen, gibt es eigentlich wieder keine freie Zeit für Gespräche. Nur die alten Leute halten sich länger als nötig im Waschhaus auf. Bei ihnen ist auch noch ein gewisses kulturelles Bewußtsein für die historischen Leistungen erhalten. Die sprechen noch von «unseren Roten», von denen sie jedoch größtenteils enttäuscht sind. Die andere kommunikationsfreudigere Gruppe bilden die eigentlich nicht existenten Ausländerinnen und Ausländer. Österreicher nehmen nicht mehr so gerne Hausmeisterjobs an, weshalb in den Gemeindebauten sozusagen eine schleichende Unterwanderung mit zugewanderten Ausländern unterstellt wird.

J. B.: Wohnen die Zuwanderer auch in den Gemeindebauten?

M. Z.: Es ist das außerordentliche Phänomen in Österreich, daß Zugang zu gefördertem Wohnbau nur Österreichern vorbehalten ist. Ausgerechnet die Wiener Sozialdemokratie argumentiert heute in Panik vor rechten Argumenten in dieser Frage selbst rechtspopulistisch, weil ihr der Verlust der absoluten Mehrheit droht.³ Interessanterweise erwägen Konservative eine Zulassung der Ausländerinnen und Ausländer zum ge-

förderten Wohnbau, weil sie hoffen, daß sich so die Siedlungen an der Peripherie, wo niemand wirklich hin will, mit Türken und Jugoslawen besiedeln lassen und die gürtelnahen Wohngebiete gewissermaßen durch Niveauanhebung wieder mittelständig «rückgedeutscht» werden. Der stark an orientalistische Wüstenbebauungen erinnernde Atriumblock von Carl Pruscha setzt eigentlich eine Art der Bewohnung voraus, die öffentlichen Raum als Wohnraum mit aneignet, was dem Österreicher ja völlig fremd ist. Da ist Schluß vor der Tür.

Die Sozialdemokratie hat mit den Gemeindebauwohnungen zusätzlich zur burgartigen Abschottung der einzelnen Höfe auch das kleine Vorzimmer mit dem Guckloch zum Treppenhaus eingeführt. Es ließe sich daher die These aufstellen, daß die baulichen Ausformungen der Superblöcke in den euphorischen Jahren die beabsichtigte Identitätsfindung und Kultivierung der neuen Klasse strukturell unterstützt haben mag, heute aber vor allem Ausgrenzungsbedürfnisse, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit zuarbeiten, und zwar jener potentiellen Fortschrittsverlierer, der unteren Mittelschicht eben, die laufend mit der Vision konfrontiert werden, wie es noch schlechter gehen könnte.

J. B.: Erwächst in den Hochburgen des ehemals «Roten Wien» ein rassistisches Potential?

M. Z.: Im Karl-Marx-Hof wurden schon bei der Gemeinderatswahl 20 Prozent Freieitspartei gewählt. Und heuer über 30 Prozent. Haiders Erfolg im Karl-Marx-Hof, dem baulichen Denkmal des «Roten Wien», stellt die schmerzhafteste Erfahrung für die Sozialdemokratie dar, weil die fast einstimmigen Mehrheiten bislang nie in Frage standen. Die Wohnhöfe werden gewissermaßen aufgegeben und ihre 220 000 Bewohner wie Insassen einer Anstalt ruhiggestellt. Wenn sich Mieter eine Tiefgarage wünschen – na gut, dann wird mit der Planungsabteilung geredet. Und einmal im Sommer macht man ein Hoffest. Die SPÖ-Sektionen, die noch in jedem Hof ihr Parteilokal haben, sind heute defensiv eingestellt und operieren im Sinne des Wortes «reaktionär». Um den entgegenzuarbeiten, versuchten wir ja auch, den kulturellen Wert der Anlagen und die kulturpolitische Erwartungshaltung an die Klasse, der die Bewohnerinnen und Bewohner angehörten, wieder mit vorzustellen.

J. B.: Was folgte auf den Vergleich aktueller mit den historischen Wohnbauprojekten?

M. Z.: Die Erfahrungen des ersten Semesters haben gezeigt, daß die Studentinnen und Studenten Scheu hatten, sich mit anerkannten Architekten anzulegen. Sozial argumentierte Kritik entspricht weder ihrem Berufsbild noch der Tradition der Ausbildung, weshalb der Rückgriff auf den historischen Wohnbau eine Arbeitserleichterung darstellte: Die Ästhetik der Bauten ist so andersartig, und außerdem gibt es ja auch schon etwas darüber zu lesen.⁴ Die Planungsmythologie sitzt bei den Studenten schon so fest, daß die sich mit Begeisterung ein Thema ausdenken, ein paar Recherchen nachliefern und dann mal großzügig umplanen. Und dann schreiben sie Funktionen rein und zeichnen aus den Zeitschriften das gängige Vokabular ab. Deswegen war mein Anliegen von Anfang an, das in eine Ausstellung überzuführen, wo die dann ausbaden müssen, was sie sich in der Gruppe ausgedacht haben.

Es war nicht wichtig, ob dies ein klasse Entwurf war, sondern ob in unmittelbarer Nähe der Ausstellungsort lag. Denn es war anzunehmen, daß die Besucher aus den Höfen Architekturpläne und -modelle nicht so lesen wie Profis.



Lorenshof

Waschküche im Lorenshof
(©Historisches Museum der Stadt Wien)

J. B.: Die Studentinnen und Studenten waren also gefordert, ihre Pläne zu vermitteln . . .

M. Z.: . . . da sie – gegen Bezahlung – jeweils die Ausstellungsbetreuung übernahmen, für deren Lokalitäten sie Entwürfe vorgeschlagen hatten. So konnten sie nicht mehr übersehen, daß die Recherchen sich häufig als unrichtig erweisen mußten. Und daß das, was sie vorschlugen, nicht notgedrungen gewollt wird oder bezahlt werden kann. Durch die Teilnahme an der Ausstellung konnten sich einige Studentinnen und Studenten über den Entwurf hinaus mit dem Prozeß der sozialen Intervention identifizieren: daß es hier darum geht, auf vergessenem Terrain zu operieren, und eben nicht, einen bestimmten Entwurf an Stadtpolitiker zu verkaufen.

J. B.: «Freiraum Superblock» war in das Architektur- und Kulturfestival «80 Tage Wien» eingebunden. Du arbeitest als Künstler *und* im Bereich der Architektur.

M. Z.: Die Überführung eines sozialen Anliegens in ein Kulturprojekt ist ein praktikables Medium, um Türen aufzumachen. Hätte ich das Projekt nicht als harmloser «Lehrbeauftragter mit Studenten, möchte vor Ort Entwürfe zeigen» vorgestellt, hätte ich wahrscheinlich keinen Zugang gefunden. Durch den Rückgriff auf die Geschichte ist das Scheitern von Siedlungsvorhaben leichter vorzuführen, als sich ein heutiges Projekt vorzunehmen, wo man entgegnet: «Na warte mal ab, das kann man ja gar nicht so voraussehen.» Es läßt sich so auch relativ schmerzfrei vortragen.

J. B.: Sowohl euer Projekt als auch die gleichfalls eingeladene Zürcher Gruppe «Kraftwerk 1» analysieren den soziokulturellen Gebrauch von Siedlungen und weniger deren Formsprache.

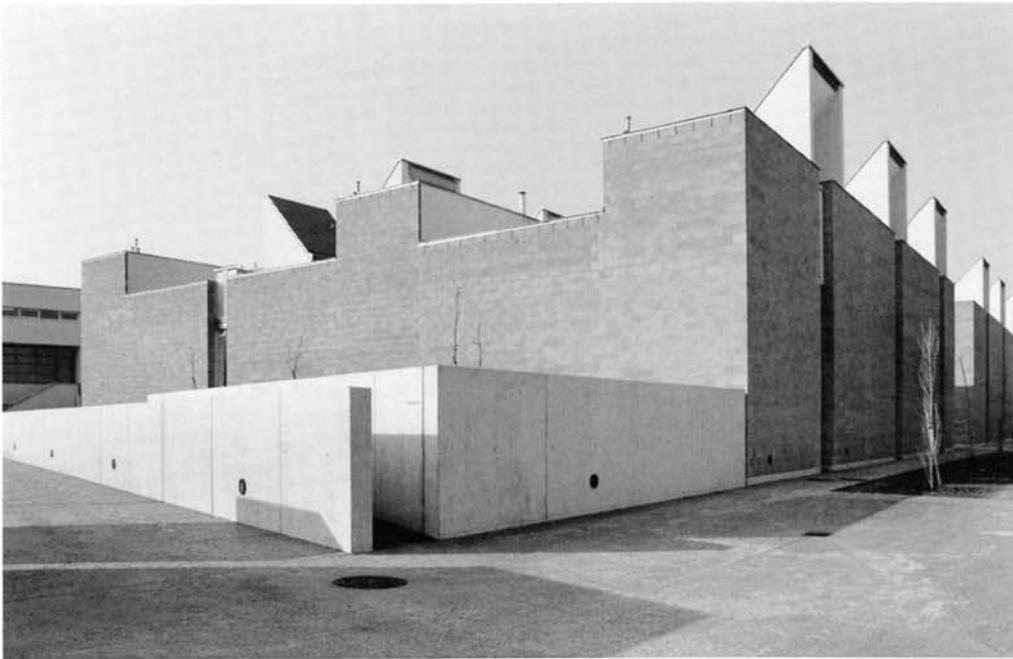
M. Z.: Kollektive Nutzungen sind eben nicht einfach nur in Plänen eintrag- und bestellbar, sondern bedürfen der Identifikation, so daß sich möglichst viele freiwillig und aktiv am Betrieb dieser Einrichtungen beteiligen.

Dieses Freiwilligensystem innerhalb der parteinahen Organisationen in den Gemeindebauten wurde nach kürzester Zeit aufgegeben und professionalisiert. Die ehemalige Jugendorganisation «Kinderfreunde» beispielsweise ist heute in erster Linie ein Reisebüro für Sprach- und Bildungsreisen.

J. B.: Was konnte man an den jeweiligen Stationen der Wanderausstellung sehen, und wie wurde dies von den Besucherinnen und Besucher genutzt?

M. Z.: Zu sehen gab es jeweils eine kaum oder nicht genutzte ehemalige Gemeinschaftseinrichtung, einen Umnutzungsvorschlag dafür, eine Diaschau, die historische Aufnahmen dieser Einrichtung, des Hofes und benachbarter Wohnanlagen aus Archiven der Stadt umfaßte, einen Videofilm, welcher eine Architekturführung durch benachbarte Wohnanlagen wiedergab, eine Planmappe mit Recherchen zu anderen möglicherweise leerstehenden Gemeinschaftseinrichtungen, Kopien von gedrucktem Propagandamaterial aus den 20er und 30er Jahren sowie architekturhistorische und soziologische Publikationen zum Thema.

Ein gutes und schlechtes Beispiel zugleich für die klassische Karriere einer Gemeinschaftseinrichtung ist der Somogy-Hof an der Hütteldorfer Straße. In den 70er Jahren wurden in den ehemaligen Bügelsaal kleine Zellen mit modernen Waschmaschinen eingebaut. So fiel der insgesamt über 400 Quadratmeter große Waschsaal dem Wiener Landesfechtverband zu, dessen sozialde-



Die stark vom orientalischen Baustil inspirierte Wohnanlage in der Traviatagasse von Carl Pruscha

mokratischer Präsident eine entsprechend «freundschaftliche» Mietvereinbarung aushandeln konnte. Er wandelte sich also zum Fechtlokal mit Clubräumen, unter Ausschluß jeglicher Beteiligung der Hofbewohner. Im Hauptsaal wurden unterhalb der nunmehr zugemauerten Fenster eine abgehängte Decke eingezogen, eine Zentralheizung eingebaut und Fechtbahnen installiert. Der vormalige Trockenraum wurde in eine Trinkstube, der Kesselraum in einen Gymnastiksaal plus Verwaltungsbüro und Pokalgalerie verwandelt. Vor zwei Jahren sah sich nun die rote Stadtverwaltung angesichts schwindender Mehrheitsverhältnisse gezwungen, auch von ihren parteinahen Mietern «gerechtere» Mieten einzufordern. Ein Jahr später mußte der Verband aufgrund unbringbarer Schulden bei Stadt und Stadtwerken notgedrungen die Kündigung einreichen.

Dem recherchierenden Studenten wurde seitens des Fechtverbandes das drohende Unglück nicht mitgeteilt, und nach 15 Jahren hatte sich jegliche Begierde innerhalb der Hofgemeinschaft erledigt. Da kein Bedarf oder Aneignungstendenzen erkennbar waren, beließ der Student guten Gewissens die große Halle in ihrer aktuellen Funktion und bot strukturelle Verbesserungen für weitere sportliche Nutzungen an. Auf einer wieder freigelegten Plattform hätte er ein Café-Restaurant mit Terrasse aufgesetzt und darüber eine Bar in einer Ausbuchtungsbox, die über den ehemaligen Bügelraum in den Straßenraum austragt.

Daß im Hof nach Räumlichkeiten kein Bedarf bestünde, wurde während der Ausstellungsdauer widerlegt: Am Eröffnungsabend kamen die 12- bis 16jährigen Jungs, am Tag darauf folgten die gleichaltrigen Mädchen. Eltern lieferten Fünfjährige im Ausstellungsraum ab, sobald er um 16 Uhr geöffnet wurde. Die Fußballtore aus dem Gymnastikraum und eine Discoanlage hatten wir in der großen Halle aufgestellt, um auch ausstellungstechnisch auf den möglichen Verwendungszweck als Club hinzuweisen. Die Kinder haben dann ihren CD-Player mitgebracht und ins Mischpult gesteckt.

Dann spielten sie Fußball, haben übers Mikro der Anlage ihre Spiele selbst kommentiert und zwischendurch Musik gespielt oder sich unterhalten. Oder sie saßen im Vereinslokal und bestellten beim betreuenden Studenten billige Cola. Nun wissen sie also, wo der Schlüssel zu holen ist. Die Frage ist jetzt, ob sie es auch schaffen, sich so zu organisieren, daß sie den tatsächlich kriegen.

Ein anderer Entwurf, der ähnlich auf das Recherchendilemma verweist, war der für den Karl-Marx-Hof: Eine Studentin glaubte, das Obergeschoß des zentralen Waschhauses stünde leer, nachdem sie niemanden antraf. Tatsächlich stellt diese vermeintliche Leerstelle die einzige mir bislang bekannte Form eigeninitiativer kollektiver Nutzung dar: Der Mieterobmann hält einmal wöchentlich Sprechstunden ab, eine Theatergruppe probt hier, eine Gruppe von Frauen trifft sich zu Aerobicabenden, während im Ausland geborene Österreicher ihr Brauchtum pflegen. Ein Tischtennisverein, der zur Drogenprävention ins Leben gerufen wurde, spielt sogar erfolgreich um die österreichische Meisterschaft.

Weiterhin ging hervor, daß die jüngste Wohnungsanierung relativ viele der alten Bewohner plötzlich der Verarmung nahe gebracht hat: Der Mietzins stieg ohne adäquaten Ausgleich durch die Mietbeihilfen. Da sie anständige Steuerzahler sind – «ka so Gsindel», wie Sozialfälle denunziert werden –, hätten sie an zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten wie Heimarbeit und Verkauf erzeugter Produkte Interesse. Zudem seien die vielen kleinen Wohnungen nach Einbau eines Bades noch viel kleiner geworden, so daß dort kaum mehr Platz für den Besuch der Enkelkinder bleibt. Es wurde daher vorgeschlagen, im Obergeschoß des Zentralwaschhauses ein einfach ausgestattetes Gästehaus einzurichten. In der Größe der früheren Waschzellen würden Zimmer angeordnet, der breite Gang wäre kollektiver Aufenthaltsraum und die im Erdgeschoß bereits bestehende Cafeteria des Squashclubs würde als Frühstückszimmer mitgenutzt. In der pragmatischen Transferierung würde das Gästehaus von den Frauen des Hofes betreut, was natür-

lich die Kritik einbrachte, die Rollenzuschreibungen würden so nur zementiert und kein tatsächlicher Gegenentwurf vorgestellt. Andererseits war das Projekt architektonisch ziemlich gut durchformuliert und als einziges ökonomisch leicht umsetzbar und erfolgreich vermarktbar: Der Karl-Marx-Hof ist ja eine Wiener Architekturführungsattraktion, da kann man vom Hundertwasser-Gebäude gleich hin. Und welcher amerikanische Architekturtourist würde sich nicht freuen, im Hof übernachten zu können – so lange bleibt man ja nicht.

J. B.: Wie gestaltete sich die Arbeit zwischen den teilnehmenden Studentinnen und Studenten? Blieb dies eine Zweckgemeinschaft, wurden die Vorschläge der anderen diskutiert?

M. Z.: Im ersten Semester arbeiteten die Studentinnen und Studenten über drei Wochen in einem kurzfristig angemieteten leerstehenden Bürogeschoss gleich gegenüber der TU bis spät in die Nacht zusammen. Der Austausch stellte sich automatisch her, obwohl das Thema noch sehr offen gehalten war. Ein gewisser Wettbewerbsgeist ließ sich angesichts der öffentlichen Vorstellungen voraussetzen, kam es doch darauf an, ob das Projekt kommunizierbar ist.

J. B.: Welche Auswirkungen hatte eure Arbeit, und wird es eine Dokumentation geben?

M. Z.: Die fünf Führungen durch die unterschiedlichen Gemeindebauten waren ja sehr gut besucht. Unterschiedliche Ämter haben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu den Ausstellungen geschickt, auch wenn diese nicht von Politikerinnen beziehungsweise Politiker eröffnet wurden. Es ist anzunehmen, daß die Existenz dieser Leerstellen sowohl innerhalb der Hofgemeinschaft als auch beim Kulturpublikum wahrgenommen wurde. Die Kids im Bela-Somogy-Hof wollen sich um die Zugänglichkeit der leerstehenden Räume bemühen. Mehrere Kulturveranstalter haben bei mir angerufen, ob ich nicht wüßte, wo man Ausstellungen, Theateraufführungen oder «Clubbing» machen könnte.

Publizistisch scheint die Problematik schwer verwertbar zu sein, ohne der Freiheitspartei zusätzliche populistische Argumente bezüglich des sozialdemokratischen Protektionismus und der Mißwirtschaft zukommen zu lassen. Auf jeden Fall würde ich gerne dem aktuellen Zustand der in Moskau, Leningrad und Lyon parallel entwickelten kommunalen Wohnbauprojekte und ihrer Gemeinschaftseinrichtungen, aber auch jenen viel späteren Projekten in der Ex-DDR nachgehen wollen. Dies wäre schon notwendig, um das Wiener Modell zu relativieren. ◇

¹ Vom 29. September bis 2. November 1995 in: a. SPÖ-Sektionslokal, vormals Café Sandeleiten in der Wohnanlage Sandeleiten. Nutzungsvorschläge von Sybille Caspar, Christopher Iwanowitsch, Paul Wichert ● b. Trainingsräume des Landesfechtverbandes Wien im ehemaligen Waschhaus des Bela-Somogy-Hofs. Nutzungsvorschläge von Christoph Mörkl ● c. Schulmöbellager der MA 56 im ehemaligen Waschhaus des Carl-Lorens-Hofs. Nutzungsvorschläge von Franz Guggenbichler, Stefan Oberhuemer ● d. Wäscherei im Erdgeschoß des Zentralwasch- und Badehauses im Matteotti-Hof. Nutzungsvorschläge von Evi Barounig, Conrad Bauer, Martin Schildböck ● e. Mietvereinsräume im ehemaligen Bad der Zentralwaschküche im Karl-Marx-Hof. Nutzungsvorschläge von Rita Pirpamer ● Architekturführungen: Christian Muhr ● Videokamera: Vincent Lucassen.

² Das vom Architekturzentrum Wien organisierte Programm dauerte vom 25. August bis 12. November 1995. Es erschien ein Festivalkatalog in Form eines Filofax.

³ Das Gespräch wurde vor den Gemeindewahlen geführt. Inzwischen ist die Wiener SPÖ nur mehr mit den Konservativen regierungsfähig.

⁴ Helmut Weihsmann. Das «Rote Wien». Promedia Verlagsgesellschaft, 1985.



Foto: Fischer
Schulmöbellager im ehemaligen Waschhaus des Carl Lorens-Hofs



Foto: Fischer
Trainingsräume des Landesfechtverbandes Wien im ehemaligen Waschhaus des Bela Somogy-Hofs



Foto: Fischer
Wäscherei im Zentralwasch- und Badehaus im Matteotti-Hof